

Wow, da bläst er!

Warum der Italiener Enrico Rava auch nach über fünfzig Jahren am Instrument immer noch einer der größten Jazz-Trompeter der Welt ist – ein Besuch im Tonstudio in Udine

VON THOMAS STEINFELD

Manchmal liegen die Klänge von Trompete und Posaune wie geschichtet aufeinander, so dass der Eindruck entsteht, hier spiele ein ganzes Orchester. Dabei haben sich nur zwei einzelne Instrumente gefunden. Miteinander aber schweben sie davon, in einer Breite des Klangs, als hätte ihnen Anton Bruckner den Weg gewiesen. Gerade scheinen die beiden, der Trompeter und der Posunist, die mittlere Flughöhe erreicht zu haben, als einer der Männer hinter dem Mischpult aufsteht, die Arme hebt und so tut, als wäre er ein großer Vogel und brähe gleichfalls zu einem Flug auf, über den Karst oder noch viel weiter. Das sieht sonderbar aus, weil der Raum klein ist und zu einem Kellergeschoss gehört. Außerdem sitzt hinter dem Toningenieur und dem Produzenten eine ganze Band, und das sind noch einmal vier Menschen, so dass es eng ist hinter dem Pult mit den tausend Drehreglern. Es ist also nicht zu vermeiden, dass der gedachte Vogel auch etwas von einem komischen Vogel hat.

Ganz hinten in dem kleinen Raum, dort, wo früher vielleicht einmal das Garagentor gewesen sein mag, sitzt Enrico Rava. Er ist der Trompeter und einer der berühmtesten Musiker Italiens. Es ist seine Musik, die hier gespielt und aufgenommen wird, und kein Zweifel: Es ist Jazz, wenn es nicht doch noch einfach Musik ist, die auch ohne Genre auskäme. Jetzt weit über siebzig Jahre alt, trägt er seinen Schnurrbart und seine langen grauen Haare, wie er sie seit Jahrzehnten getragen hat. „Vai“, sagt er immer wieder, „los geht's“, denn er ist der Chef der Musiker. Wenn er nur zuhört und die Augen schließt, wirkt er manchmal alt. Wenn er erzählt oder gar spielt, ist er sehr jung. Der Mann, der gelegentlich den Vogel spielt, trägt auch einen Schnurrbart und lange graue Haare. Er ist größer als der Trompeter, sieht aber aus, als wäre er dessen kleiner Bruder. Das kann daran liegen, dass es vierzig Jahre her ist, dass die beiden zum ersten Mal miteinander eine Schallplatte einspielten, und es danach ein gutes Dutzend Alben wurden.

Als er anfang, zu Beginn der 60er, kamen Hunderttausende zu den italienischen Jazz-Festivals

Enrico Rava hat in den frühen sechziger Jahren begonnen, Musik zu machen, in Turin, in einer Kapelle, die Dixieland spielte. Amerikanischer als in den Jahren, die danach kamen, ist die italienische Musik vermutlich nie gewesen. Eine gewaltige Anstrengung zur Modernisierung von Land und Leuten spiegelte sich in der Leidenschaft für einen Jazz, der nicht nur in seinen konventionellen, sondern vor allem in seinen avantgardistischen Formen in großem Stil importiert wurde. Ornette Coleman fand mit seiner freien Zukunftsmusik ein europäisches Publikum zuerst in Italien, und als die Stadt Bologna in den sechziger Jahren ein Jazz-Festival ausrichtete, kamen nicht nur Bill Evans, Cecil Taylor und Charles Mingus, sondern auch Hunderttausende von Zuhörern. Diese nahmen ihre musikalische Emanzipation ernst. Die Jazz-Festivals der italienischen Kommunen,

sagt Enrico Rava, gehörten damals zu den größten der Welt, und ein paar dieser Veranstaltungen sind, in Siena, in Perugia oder auch in Udine, immer noch lebendig. Überhaupt ist der Jazz in Italien nie eine Sparte gewesen, sondern ein Idiom, das es manchmal in reiner Form gibt, das sich häufiger aber mit anderen Idiomen mischt. Ein Volkssänger wie der vor kurzem verstorbene Neapolitaner Pino Daniele zum Beispiel hatte immer zumindest ein halbes Ohr im Jazz. Es wäre schwierig, sich dagegen vorzustellen, Herbert Grönemeyer träte mit Chick Corea, Wayne Shorter oder Marcus Miller auf.

Der Mann, der mit den Armen schwingt, heißt Manfred Eicher. Ihm gehört das Münchner Musiklabel ECM, die größte unabhängige Plattenfirma der Welt. Er arbeitet gewöhnlich nicht in Kellern, und schon gar nicht in solchen: Denn das Souterrain, von dem hier die Rede ist, bildet die untere Etage einer kleinen Villa aus den Sechzigern, die in einem Vorort der Stadt Udine im Friaul zu finden ist. Sie steht da in einer flachen Landschaft, in der sich ein- und zweistöckige Wohnhäuser mit rechteckigen Industriehallen mischen. Das Studio entstand aus einem jugendlichen Hobby, das eigentlich einigen Musikern aus der Nachbarschaft galt, die neue Volksmusik mit furlanischen Texten machten und damit erfolgreich wurden. Dann kamen andere Musiker hinzu, der Schlagzeuger U. T. Gandhi zum Beispiel, ein Mann mit dem Gehör einer Maus, aber mit der Statur eines Rausschmeißers, der in einem Dorf na-

he der slowenischen Grenze zu Hause ist. Als dieser um die Mitte der Neunziger in der Band von Enrico Rava spielte, dann aber eine eigene Schallplatte machen wollte, brachte er den Chef in das Studio.

Dieser sah sich mit hängendem Schnurrbart um und sagte vermutlich ein paar Mal „and shit“, in Erinnerung an seine Jahre in New York. Aber er mochte den analytischen, doch zugleich weichen Klang, den ihm Stefano Amerio, der junge Toningenieur verlieh, mit ein wenig Waschküche und ein paar alten Röhrenmikrofonen des Wiener Herstellers AKG. Er kehrte zurück,

Die Kaffeemaschine steht im Sicherungsschrank. Ab und zu kommt die Mutter ins Studio

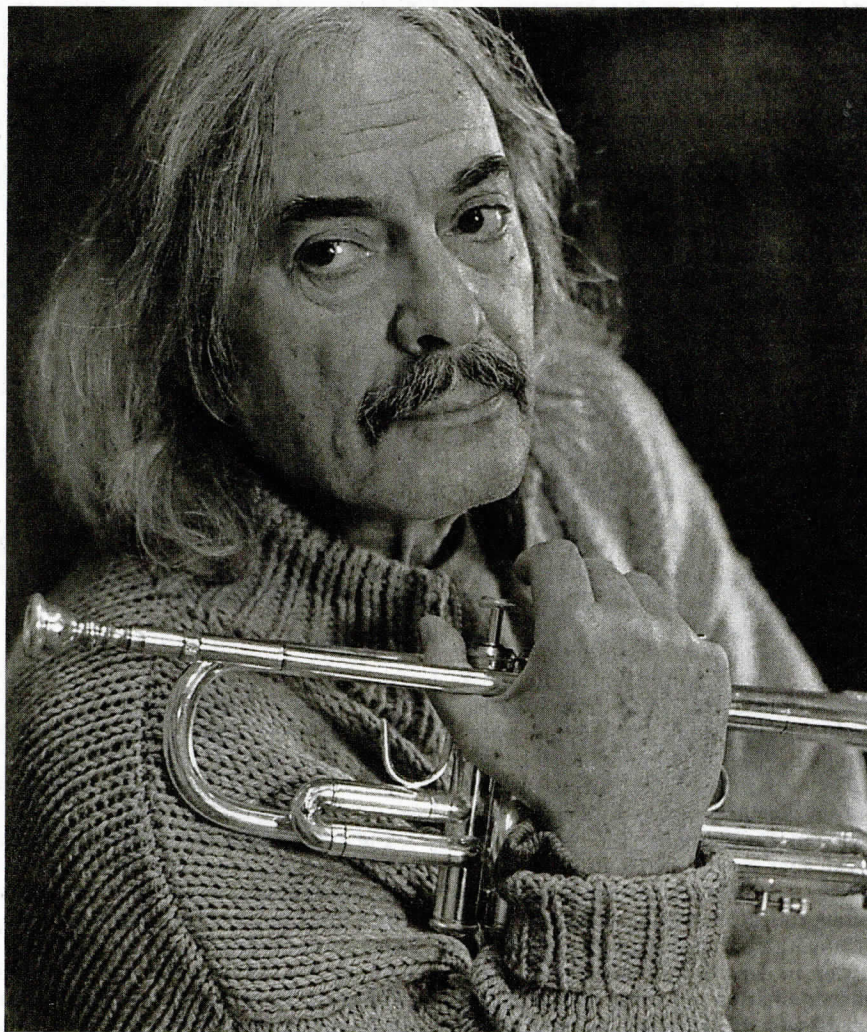
brachte Manfred Eicher mit – und dann beherrschte bald ein Flügel von Fazioli, groß genug, um mit seinem Klang eine Halle zu füllen, den mittleren Kellerraum, und das Mischpult hatte nicht mehr 32, sondern 79 Kanäle, Surround inklusive. Doch die Kaffeemaschine steht noch immer im Schrank für die Sicherungen, und gelegentlich kommt die Mutter herunter, weil das Telefon oben geklingelt hat. Irgendwann, sagt Manfred Eicher zu Stefano Amerio, nehme er ihn mit nach London, in die Abbey Road, damit er einmal ein großes altes Studio sehe, mit all dem Gerät, das sich dort in vielen Jahren angehäuft habe.

Jazz, sagt Enrico Rava, sein ganzes Leben habe er nichts anderes als Jazz ge-

macht, und das habe bei Louis Armstrong und Bix Beiderbecke begonnen. Wenn er „My Funny Valentine“ spielt, den Schlager aus dem Jahr 1937, braucht er das Stück eigentlich gar nicht mehr. Es ist, in Tausenden von Wiederholungen, so in ihn eingezogen, dass er dessen Melodie gar nicht mehr spielen muss, um sie doch zu spielen. Er berührt sie nur noch, und auch das nur gelegentlich. Er intoniert sie als Schatten ihrer selbst. Überhaupt muss Enrico Rava nur noch etwas leichthin anfassen, und dann ist es, als stünde das Berührte leibhaftig vor einem, obwohl es nur in einer Ahnung besteht, in einer Ahnung von einem alten italienischen Schlager zum Beispiel, oder einem Marsch oder einem Calypso. Vor zwei Jahren, auf seiner bislang jüngsten Schallplatte, ließ er zwölf Jazzmusiker ein paar Stücke von Michael Jackson spielen, vielleicht aus einem Übermaß von Entdeckerfreude und guter Laune heraus, und er wich dabei auch vor wüstem Hämmern und Toben nicht zurück. Jetzt ist es leiser, und mit seiner Neugier, ob man das Nicht-Spielen spielen könne, hat er die anderen Musiker angesteckt.

Beim Gitarristen und beim Bassisten ist Enrico Rava damit schon weit gekommen. Wenn man nur so tue, also spiele man etwas und tue es dann nicht oder nur zum Teil, sagt Francesco Diodati, der Gitarrist, dann eröffneten sich ganz neue Räume der Gestaltung, über das Harmonische, das Melodische und das Rhythmische hinaus. Man verlange vom Zuhörer etwas Intellektuelles. Aber gleichzeitig entstehe ein neues Gewicht, eine größere Spannung. Von Seele könne man vielleicht nicht sprechen, aber von Akzenten. Sie müssten eben manchmal da sein, wo nichts ist. Dann hat der Gitarrist noch eine Überleitung nachzuspielen, ohne Akkordwechsel bitte, weil das schleift und die Stelle sehr leise ist. Eigentlich spielt er bei dieser Aufnahme elektrisch, eine Fender Jaguar, der größeren Präsenz wegen. Jetzt soll es aber akustisch sein. Er spielt ein Arpeggio, macht eine Pause und setzt ein Flageolett an den Schluss. Es passt beim ersten Mal. Er ist vielleicht dreißig Jahre alt, so wie auch der Schlagzeuger und der Bassist. Enrico Rava hat diese Musiker bei „Siena Jazz“ kennengelernt, in einem von ihm geleiteten Workshop. Tatsächlich hat er immer wieder mit jungen Musikern angefangen, immer wieder von neuem. Das hat ihnen gut getan und ihm auch.

Ein Dutzend Schallplatten haben Manfred Eicher und Stefano Amerio in den vergangenen zwölf Jahren in diesem Souterrain aufgenommen. Im Sommer kann man, von Waschbeton umschlossen, vor dem Eingang sitzen. Im Winter stehen die Raucher frierend vor einem rostigen Fiat Panda, den jemand dort abgestellt hat. In den kleinen Villen in der Umgebung sind die Rollläden heruntergelassen. Aber das hat nichts mit der Musik zu tun, es ist immer so. Auf der kleinen Rasenfläche blühen jetzt, im Januar, die Gänseblümchen. In der nebligen Luft hängt der beißende Geruch von Holzbrand. Aufgenommen ist jetzt ein Funk-Stück, das mit einem pulsierenden, hart geschlagenen Riff auf dem Bass beginnt und dann immer wieder in einen italienischen Schlager umkippt. Enrico Rava spielt auf der Trompete die Sentimentalität der Melodie aus – nein, er tut es



Enrico Rava FOTO: ROBERT LEWIS

nicht: er berührt die Sentimentalität, so dass man schon meint, sie zu hören, obwohl sie gar nicht da ist. Der Schlagzeuger lässt die Becken rauschen. Dieser Ort, Cavallico hinter Tavagnacco hinter Udine, ist sehr weit entfernt von Oslo oder New York oder Lugano, wo Manfred Eicher die meisten Aufnahmen macht. Gandhi, der Schlagzeuger aus Osoppo, rühmt einen alten Posaunisten aus Pordenone, der nie auf einer Schallplatte zu hören war. Der Ort liegt achtzig Kilometer entfernt. Plötzlich kennen ihn alle.

Die Musiker spielen schon ein, zwei Jahre zusammen. Sie kennen die Stücke, die sie mitgebracht haben. Der Toningenieur weiß, wie er seine Maschinerie auf Manfred Eicher einzurichten hat: Alle Klangregler stehen auf null, das Gerät der Firma Lexicon, mit dem man akustische Tiefe erfinden kann, befindet sich in Griffweite. Wenn dann der Produzent da ist, werden die Stücke auseinandergenommen, als wären sie neu, und dann wieder zusammengesetzt. Nein, sagt er, das hier sei kein guter Schluss. Dort, der ganze erste Teil sei zu lang, da gehe die Spannung verloren. Das große Schweben, das Zusammenspiel zwischen Enrico Rava und dem Posaunisten Gianluca Petrella, soll mehr in den Vordergrund. An jener Stelle brauche der Bass mehr Kontur, an dieser müsse die Gitarre deutlicher zu hören sein. Am Mischpult werden die Plätze für die Instrumente geschaffen, sie wandern nach links und nach rechts, nach vorne und hinten, so dass am Ende ein Raum entsteht, in dem sich alles mit allem verbindet und doch immer Kontrast genug da ist, um die einzelnen Stimmen auseinanderzuhalten.

Jazz? Musik für alte Männer?!? Enrico Rava bekommt einen Lachanfall.

Hat jemand gesagt, dass Jazz eine Musik für alte Männer sei? Enrico Rava bekommt beinahe einen Lachanfall. Hat *Pink Floyd* nicht gerade eine Schallplatte veröffentlicht, die genauso klingt, wie sich diese Band seit vierzig Jahren anhört? Macht John Mayer nicht eine Musik, wie sie auch vor einem halben Jahrhundert hätte entstehen können? Aber so eine Musik, wie er sie jetzt mit jungen Musikern spielt, so eine Musik hat noch keiner gemacht. Das schönste Stück unter den zwölf Aufnahmen, die in drei Tagen im Studio von Stefano Amerio entstehen, ist ein Walzer. Er beginnt damit, dass der Bass immer wieder denselben Ton schlägt, mit einer Härte, die einem Mörderrock angemessen wäre. Dann setzt das Schlagzeug ein, mit ein paar Wirbeln auf der kleinen Trommel, die zu einer Marschkapelle auf dem Feuerwehrrfest passen. Schließlich kommt das Flügelhorn, über das alte Röhrenmikrofon, weich und hemmungslos gefühlvoll. Nein, eine solche Musik hat es noch nicht gegeben, und erst recht nicht, wenn sie allmählich auseinanderfällt, sich in freiem Spiel zu verlieren scheint, bevor sie dann, beinahe hymnisch, wiederentsteht.

Am Ende kehrt Gandhi wieder, der Mann mit den Ohren einer Maus und der Figur eines Rausschmeißers. Er trägt jetzt eine Salami unter dem Arm und ersetzt das Fremdenverkehrsbüro.